

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 9. Mai 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Bohde.

(Fortsetzung.)

„Das könntest Du, Helene? Du wolltest Dich selbst besiegen um Treue zu halten dem, dem Du Treue gelobt hast?“

Helene sank der Freundin ans Herz, sie weinte.

„Ja, ich will es, ich war schon entschlossen, ehe ich ihn wieder sah, jetzt bin ich's umsomehr. Aber der Schmerz will sein Recht haben, laß mich weinen. Nachher mache mit mir, was Du willst, ich folge Dir, wohin Du mich führst.“

„Nicht führen sollst Du Dich lassen, sondern selbst frei und entschlossen Deinen Weg wandeln.“

„Noch bedarf ich Deiner liebenden Stütze —“

„Sie bleibt Dir, so lange Du sie magst.“

„So laß uns fliehen, ich fürchte eine nochmalige Begegnung.“

„Du fürchtest wieder schwach zu werden?“

„Nein, ich fürchte nur den Schmerz. Scheiden würde ich doch von ihm. Weiß ich doch jetzt, daß ich entbehrlich bin auch ihm. Er bedarf meiner nicht. An seiner Seite befand sich ein holdes Mädchen. Ihre Augen verriethen, was die Lippen vielleicht noch verschweigen. Sie liebt ihn, wird ihn trösten über meinen Verlust, wenn er des Trostes bedürfen sollte. Ich war ihm wohl nur ein Stern, den er so lange mit den Blicken verfolgte, als er ihm sichtbar blieb, sobald er ihn unter den Horizont tauchen sah, wandte sein Blick sich anderen Sternen zu. O, Antonie, ich war eine Thörin, die Glut seiner Liebe für eine dauernde zu nehmen. Du hast Recht, bleibend allein ist jene Liebe, die nichts mehr mit der Leidenschaft zu thun hat, jene ruhige, fürsorgende Liebe, die ich verkannte, von mir warf.“

Antonie lächelte; jetzt erst begriff sie, was Helene so gewaltig erschüttert hatte, es war der Gewittersturm der Eifersucht, jener unheimlichen Schwester der Liebe. Vielleicht ging ihre leidenschaftliche Natur auch hierin zu weit, vielleicht hatte diese Eifersucht keinen Grund. War sie es aber, die endlich dem schwülen Gange und Gänge ein Ende machte, durch Sturm und Unwetter in die aufs höchste gespannten, mit einander kämpfenden Empfindungen Licht und Klarheit brachte, so sollte sie gesegnet sein.

„Möge Dir diese Erkenntniß ganz und voll werden,“ entgegnete Antonie, „und Du von dieser Liebe nie wieder anders denken als jetzt, in dem Moment der Erregung.“

„Zweifle nicht mehr an mir,“ bat Helene. „Diese letzten Stunden haben mich zu einer andern gemacht, als ich war. Wie ein Schleier fiel es von meinen Augen, ich sah meine ganze Verschuldung so schwarz und groß, wie Du sie nicht schwärzer und

größer sehen kannst. Ein tiefer Schmerz ging durch meine Seele, ein Schnitt, der die Vergangenheit von der Zukunft trennte. Aber die Wunde brennt noch, darum habe Nachsicht, wenn ich weine, Thränen sind ja ein lindernder Balsam für den Schmerz.“

„Weine, aber laß diese Thränen die letzten sein. Werde stark, Du hast viel gut zu machen, wenn Du heimkehrst.“

„Ja, ich weiß es, und wünschte wohl, ich sände statt der Tage voll Genuß und Behagen, die mich an der Seite des verzeihenden Gatten erwarten, Schweres zu vollführen, das Feld einer aufopferungsvollen Thätigkeit, um die Selbstsucht föhnen zu können, mit der ich mein Leben bisher geführt habe.“

„Still, still!“ mahnte Antonie, „Dein rasches Temperament reizt Dich wieder zu weit fort. Erst Weltkind — dann Märtyrerin. Sorge und Kummer kommen, auch ohne daß man sie herbeiruft. Danke Gott, wenn er Dir eine freundliche Heimkehr gewährt.“

X.

Am anderen Tage um die Nachmittagszeit, als die Venezianerinnen mit ihren Kavaliern im Feiertagschmucke zu dem Klange der Musik auf dem Markusplatz promenirten, bogen zwei Gondeln aus dem Canal grande in die große Lagune ein und steuerten auf St. Giorgio zu. Zahlreiche Barken kreuzten heut auf dem im heitersten Blau leuchtenden Gewässer; schöne Burschen mit üppigem Haarwuchs, die venezianische Mühe fest aus der Stirn gesetzt, fuhren glutäugige Schöne mit zartgeschnittenen Zügen. Guitarren und Geigen erklangen, frische Stimmen sangen heitere Barcarolen und schmachtende Liebeslieder zum Taktschlag der Ruder, es war ein buntes Weihnachtstreiben, wie es eben nur in der Meer umrauschten Venezia möglich ist. Die Gesellschaft in den Gondeln blickte mit aufmerksamen Augen auf das fremdartige Bild; doch keiner schien innerlich an der Lust theilzunehmen. Selbst Ortmann, der seinen Gästen und Freunden heute zum Festführer in der Lagunenstadt diente, der stets ein so freudiges Auge für den liebenswürdigen Frohsinn dieses Volkes, für den Farbenreichtum der Bilder ringsum hatte, blickte heute gleichgiltiger als sonst. Der Morgen des ersten Feiertags war in der That für alle kein erfreulicher gewesen. Die junge Frau von Alten bekam plötzlich Heimweh. Sie hatte so bestimmt Briefe von Hause erwartet und diese waren nicht eingetroffen. Nun stiegen Sorgen um die Angehörigen in ihr auf, die Eugen vergeblich mit dem Hinweis auf die in Italien weniger als in Deutschland exakte Briefbeförderung zu beschwichtigen suchte. Gatten doch ihre Sorgen einen bestimmten Grund. Das Leben des Vaters wie der Schwester war in letzter Zeit schon ein sehr verbüßertes gewesen; beide litten unter einem inneren Weh. Auch vor Olga war der Bruch in der Ehe des Vaters nicht verborgen geblieben, und wenn auch der Welt gegenüber standhaft daran festgehalten wurde, daß die Präsidentin ihrer Gesundheit wegen in einem milderen Klima weilen müsse, so wußte sie doch, es berge

diese Trennung der Eltern eine Krise in sich, deren Ausgang noch ungewiß war. Bei der Schwester aber gesellte sich zu dem seelischen Leiden noch ein physisches. Sie kränkelte seit Beginn des Winters und der Arzt hatte eine bedenkliche Miene gemacht, da die Mutter auch an einer Lungkrankheit gestorben war. Hildegard wurde in Wirklichkeit der Aufenthalt in einem milderen Klima anempfohlen; aber sie weigerte sich mit Entschiedenheit, den Vater zu verlassen. „Vielleicht später“, antwortete sie auf des alten würdigen Hausarztes Drängen, und dieser seufzte darauf, wenn das später dann nur nicht ein Bispät würde, worauf Hildegard aber mit einem melancholischen Lächeln meinte: „Ist es denn ein Unglück, in der Heimat zu sterben? Ob hier, ob anderswo, die Luft am Leben giebt mir doch kein Wechsel des Aufenthaltes mehr wieder.“

Das alles ging an Olga's Seele vorüber, und nun keine Nachricht! — Was konnte daheim geschehen sein, während sie in der Fremde weilte? — Wehmuth übermannte sie; sie trat ans Fenster und blickte auf die verfallene Pracht der alten Paläste hinab, deren schwermüthiges Aussehen mit ihrer Stimmung harmonirte. Eine heimliche Thräne stahl sich über ihre Wangen. Der junge Gatte bemerkte diese Thräne, und er zürnte ein wenig mit seiner jungen, sentimentalen Frau, die um eines gefürchteten Unheils willen sich und ihm den Genuß der Gegenwart verbarb.

Ein ähnlicher, wenn auch bedenklicherer Austritt hatte zwischen dem Legationsrath und seiner Gattin stattgefunden. War es bei Olga Sorge um Vater und Schwester, so war es hier das ferne Kind, an das der Mutter Herz an diesem Tage mit Sehnsucht dachte.

„Ich glaube wirklich,“ wandte sie sich an ihren Gemal, der eben nach eingenommenem Morgenkaffee zu einer deutschen Zeitung griff, die Neuigkeiten der Heimat zu erkunden, „ich glaube wirklich, es wäre nicht nöthig gewesen, uns die Trennung von unserm Kirt aufzuerlegen. So manche Deutsche in Rom haben ihre Kinder bei sich und lassen sie im Hause erziehen.“

Der Legationsrath blickte seine Gattin befremdet an. „Liebes Kind, was nützt es, etwas zu berühren, worüber man schon zu einem festen Entschluß gelangt ist? — Du kennst die Gründe, die mich zu dieser Maßnahme bestimmten.“

„Die Gefühle des Mutterherzens zogst Du aber dabei nicht in Erwägung!“

„Ich denke doch! Wir besprachen seiner Zeit die Sache, und Du hast meines Wissens nichts Entschiedenes dagegen vorgebracht.“

„Weil ich damals noch nicht wußte, wie einer Mutter zu Muthe die von ihrem einzigen Kinde so weit getrennt ist, daß sie es selbst an den Tagen, an denen jeder die Seinen um sich versammelt, entbehren muß.“

Der Legationsrath richtete sich ein wenig auf und sagte scharf: „Glaubst Du etwa, ich entbehre mein Kind nicht auch? Aber ich weiß, daß sein Wohl diese Trennung bedingt und füge mich in dieselbe.“

„Sein Wohl?“ fiel Cornelia noch nicht beruhigt ein, „als ob das Kind nicht immer am besten im Elternhause aufgehoben wäre?“

Jetzt wurde der Legationsrath ungeduldig; er sprang von seinem Sitze auf und durchmaß einige male mit raschen Schritten das Zimmer. Dann blieb er vor seiner Frau stehen.

„Es thut mir wirklich leid, Cornelia, daß Du auf diese Art mir und Dir die Festlaune verdirbst. Wozu diese Klagen? — Uebrigens beruhigen sie ja nur auf einer Stimmung des Augenblicks. Frage Dich doch nur einmal selbst, was soll der Knabe in der Unruhe unseres Hauses und was hättest Du speziell von seiner Anwesenheit? Vielleicht sähest Du ihn im Tage einige Stunden, und auch das nicht einmal regelmäßig. Eine Frau, die so im wogenden Genuße lebt wie Du, kann nicht zugleich auch Familien-

mutter sein wollen. Man ist das eine oder das andere, entweder Weltbame oder Hausmutter. Du hast das erstere gewählt.“

„Gewählt? Als wenn Du mir eine Wahl gelassen hättest? Du wiesest mir den Platz an in der Welt, den Deine Frau einnehmen sollte.“

„Den Platz, den Du begehrest. Deine ganze Neigung zieht Dich zu der Gesellschaft, zu dem äußeren Glanze des Lebens; für Dein Haus, Deinen Herd hättest Du stets nur die gähnende Langweile.“

Cornelia fuhr auf; sie blickte den Gemal betroffen an.

„So wenig gelte ich Dir?“

„Du bist meine Gattin,“ entgegnete er ernst, „und ich gewähre Dir alle Rechte, die Du als solche beanspruchen kannst.“

„Und verurtheilst mein Herz zum Darben in der Mutterliebe.“

„Was Du heute verlangst, dessen bist Du morgen schon überdrüssig.“

„Graufamer!“ klagte sie.

Der Legationsrath lehnte sich in seinen Stuhl zurück und griff zur Zeitung. „Thorheit,“ murmelte er. Doch Cornelia hatte dieses Wort, so leise es gesprochen worden, doch gehört. Sie biß sich auf die Lippen, aber sie schwieg und nahm, im Schaukelstuhl sich wiegend, ein Buch zur Hand, einen pikanten, viel gerühmten neueren Roman, den Frau Ortmann ihr zu lesen empfahlen hatte. Die Gedanken vertreiben, sich zerstreuen, ja gar nicht denken, das ist das Beste. Wozu führt denn auch das Denken, Sinnen und Grübeln? „Thorheit!“ hatte ihr Gemal gesagt, Thorheit ist es, mehr vom Leben zu verlangen, als es nun einmal bietet. — Und lag nicht volle Wahrheit darin? Bot ihr das Leben nicht viel, mehr als tausend anderen? Ach, was sollte sie wohl anfangen mit der Länge des Tages, wenn ihr die Beschäftigung des immer neuen Vergnügens fehlte? — Doch auch das Vergnügen fängt schon an zuweilen langweilig zu werden, man muß auch darin sondern und sichten, immer Neues, immer Außergewöhnlicheres ersinnen, damit man nur die Leere des Herzens nicht merkt. Eine Weltbame kann keine Hausmutter sein; sie darf auch kein Herz haben, das hätte der kluge Gemal noch hinzufügen sollen.

War es bei Gießtetten der Sohn und Erbe, um dessentwillen zwischen den Eheleuten ein Mißklang entstand, so wurde Editha zwischen den Ortmanns zum Gegenstand eines ehelichen Zwistes.

Doch sonderbar, hier war es der Stiefvater, der für das Glück und die Herzensneigung der Tochter gegen die eigene Mutter einen Kampf führen mußte. Frau Virginia wünschte aus begreiflichen, wenn auch egoistischen Gründen ihre Tochter nicht so bald zu verheiraten, da durch Edithas Verheirathung das ansehnliche Jahrgeld, ein nicht unbedeutender Theil ihrer Einnahme, fortfiel. Und mehr noch als dieses; denn trotz des strengen Verbotes des Gatten hatte sie, die weder mit dem ihr ausgelegten Wirtschafters- noch Toiletten-geld auszukommen verstand, doch häufig kleine Anleihen bei der Tochter gemacht, von denen diese nicht sprach und die sie niemals zurückverlangte. Wenn das alles aufhörte, wie sollte es werden? Entbehren; sich einschränken? Bah, welcher Einsall von dem harmlosen Ortmann! Wie konnte eine Frau von Virginias Alter sich einschränken lernen? Das wäre gerade so, als verlange man von einem in stolzer Federpracht auf dem Hühnerhofe spazierenden Pfau, daß er sich plötzlich in ein unansehnliches, nützliches, Eier legendes Huhn verwandle. Frau Virginia wollte sich nicht beschränken, ja, sie konnte es nicht; wer aber hätte die Macht und die Ausdauer, ihrem Willen Zwang anzulegen, ihr ganzes Denken und Sein umzugestalten? Der jüngere, ihr, wie sie meinte, zu höchster Dankbarkeit verpflichtete Gatte gewiß nicht. Er hoffte jedoch noch; manche Illusion hatte er schon bezüglich des Glückes seiner Ehe eingebüßt, aber dennoch mochte er sich noch die völlige Ohnmacht seines Einflusses auf die einst so geliebte Frau nicht eingestehen. Während des Gespräches an diesem Feiertagsmorgen begann auch dieser letzte

Schleier von seinen Augen sich zu lösen; das Verständniß zwischen ihren beiden Naturen fehlte.

Walter war die Ursache, daß Virginia ihrem Gatten Vorwürfe machte. Sie hatte von Anfang an sich gegen die häufigen Besuche des jungen Mannes gestäubt, den Ortmann so auffallend begünstigte. Indessen schien Edithas Jugend, ihr zurückhaltender Charakter, die Trauer um den Tod des Vaters, der auf der Tochter langes Gemüth erschütternd gewirkt hatte, die beste Schutzwehr gegen eine ungewünschte Annäherung Walters zu sein, von dem Cornelia ihr überdem in diskreter Weise angedeutet hatte, daß sein Herz bereits engagirt wäre. Gestern war es ihr durch ein Gespräch mit Olga und Cornelia zu Ohren gekommen, daß Walter mit seiner Cousine Hildegard verlobt gewesen, diese Verlobung aber gelöst sei. Er war also frei, und plötzlich bekam dadurch sein Verkehr mit Editha in Virginias Augen eine andere Färbung. Zugleich gab ihr die Kenntniß von Walters Vergangenheit eine Waffe gegen denselben in die Hand, die sie zu gebrauchen fest entschlossen war. In der stillen Morgenstunde, als ihre Gäste und auch Editha sich auf ihre Zimmer begeben hatten, nahm sie die Gelegenheit des Alleinsseins mit ihrem Gatten wahr und erzählte demselben, was sie über Walter erfahren habe. Von dessen Verhältniß zu Helenen wußte sie nichts, denn Cornelia wie Olga hatten im stillen Einverständniß ein diskretes Schweigen darüber bewahrt.

„Du siehst nun,“ schloß Frau Virginia ihre Mittheilung, „wie der Schein trügen kann. Du hieltest diesen Herrn von Grumbach für einen Tugendspiegel, den zu gewinnen für jedes Mädchen ein Glück sein müsse, und wie bedauert er sich jetzt? Als ein Leichtfertiger, der sogar mit der Neigung der ihm so nahe stehenden Cousine gespielt, sie ohne Reue, ohne Bedenken unglücklich gemacht hat! — Ich nehme es Frau von Gießteten sehr übel, daß sie mich von dieser Affäre nicht eher in Kenntniß setzte. Enfin — ist nichts dabei verloren, denn Editha ist glücklicherweise noch frei, und man wird ihr zur Zeit die Augen öffnen.“

Ortmann hatte ruhig dem Ergüsse seiner Gattin zugehört, jetzt warf er gelassen ein:

„Du ereiferst Dich ganz unnötig, Virginia, unnötig aus zwei Gründen —“

„Die ich zu hören doch sehr neugierig wäre,“ unterbrach ihn Virginia und richtete ihre noch immer schönen Augen mit spöttische Frage auf den Gemal.

„Ganz einfach: der erste Grund, den Du anführst, daß Walter durch die Auflösung seiner Verlobung mit der Cousine sich als ein leichtfertiger Herzensbrecher erwiesen habe, ist für mich wenigstens und für jeden vernünftig Denkenden ganz unhaltbar. Ist es nicht besser, einen Bund, der kein Glück verspricht, vor dem Eingehen der Ehe zu lösen, als ihn nachher zu bereuen? — Uebrigens war mir die Sache bekannt, Grumbach selbst hat sie mir in einer vertrauten Stunde offenbart, doch auch, daß nicht er, sondern seine Braut das entscheidende Wort gesprochen hat.“

„Ah!“ rief Frau Virginia und ihre Wangen rötheten sich zornig, „zu solch einem Vertrauen seid Ihr also schon hinter meinem Rücken gekommen? Vielleicht gar hast Du ihm schon die Hand Edithas heimlich zugesagt?“

„Nein, das habe ich nicht gethan!“ rief Ortmann, und auch ihm fing das Blut an zu Kopfe zu steigen. „Muß ich es Dir immer wieder in Erinnerung bringen, wie ich mein Verhältniß zu Deiner Tochter auffasse? Ich bin der Wächter ihres Glücks, weiter nichts. Frei soll sie selbst ihr Schicksal sich gestalten, denn sie kann es, weil sie den Charakter dazu hat. Wählt aber ihr Herz und wählt es einen Mann, den ich ihrer nicht unwürdig halte, so werde ich auch alles daran setzen, daß dieser Wahl keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Damit bin ich zugleich zu dem zweiten Punkt Deiner vorherigen Einwürfe gelangt. Du meinst, Editha sei noch frei — dem stimme ich zu, insofern meines Wissens noch kein bindendes Wort zwischen ihr und Grumbach gewechselt worden ist, ihr Herz aber ist,

wenn mich nicht alles täuscht, nicht mehr frei. Sie liebt Grumbach, und wenn er, wie ich annehme, sie gleichfalls liebt, so soll, das erkläre ich Dir hiermit entschieden, kein Weiberklatsch dazwischen treten und das Glück der jungen Herzen stören.“

Virginia biß sich auf die Lippen, ihre Augen funkelten. „Dabei werde ich auch eine Stimme haben, und ich werde es nicht dulden, daß meine Tochter dem Ersten, Besten, der da kommt, gleich in die Arme geworfen wird.“

„Mäßige Deine Ausbrüche, Virginia!“

Ortmanns Stimme zitterte in Erregung.

„Es gilt das Glück meines Kindes!“

„Virginia, prüfe Dich selbst — dieser eine Beweggrund ist es nicht, der Dich gegen diese Verbindung einnimmt.“ Und als seine Gattin einen Augenblick vor seinem flammenden Blicke die Augen niederschlug, fuhr er ruhiger fort: „Grumbach ist in jeder Beziehung ein Freierwerb, an dem durchaus nichts auszusehen ist. Ein tüchtiger Beamter, von seinen Vorgesetzten geschätzt, aus guter, ja einer der besten Familien des Vaterlandes, von bedeutenden geistigen Gaben, einem musterhaften Lebenswandel.“

Virginia maßigte um so weniger ihren Zorn, als sie die Wahrheit in dem vorherigen Vorwurf ihres Gatten wohl empfunden hatte.

„Du streichst ja Deinen Protegee gar sehr heraus!“ spöttelte sie lächelnd. „Schade nur, daß man die Männertugend auch ein wenig kennt und das Urtheil eines Mannes über den andern nach seinem Werthe zu schätzen weiß.“

„Hier ist keine Gelegenheit zu witzeln!“ warf Ortmann mit gerunzelter Stirn ein, „ich spreche von einer ernstlichen Angelegenheit, und eine solche behandle ich auch ernst, wie ich es von Dir gleichfalls wünsche.“

„Nun denn in allem Ernst!“ — Frau Virginias Lippen zuckten verächtlich — „ich glaube nicht an Deinen Tugendhelden und dünkte, auch Du solltest vorsichtiger sein, da Editha nicht allein jung und von anziehender Erscheinung, sondern auch reich, eine begehrte Erbin ist.“

„Du kennst Grumbach sehr wenig, wenn Du glaubst, er werde aus Spekulation heiraten. Er ist außerdem, wenn auch nicht reich, so doch bemittelt genug, um bei der Wahl seiner Gattin auf deren Vermögen nicht sehen zu brauchen.“

Virginia warf mit einer ungemein hochmüthigen Bewegung den Kopf zurück.

„Als ob Diplomaten, wenn sie Karriere machen wollen, nicht Geld, viel Geld haben müßten!“

„Grumbach hat genug auch für seine Karriere, er ist nicht der Mann, der mit seinem Herzen, seiner Hand Handel treiben möchte.“

Noch spöttischer lächelte Virginia.

„Ich glaube nicht an die Interesslosigkeit der Männer.“ Dieses Wort war übel gewählt. Virginia empfand das, sowie sie es ausgesprochen, mit innerem Schreck. Ihre Laune des Widerspruchs, ihr Aerger hatte sie zu weit getrieben. Ortmanns mächtiger Kopf wurde dunkelroth, sein Temperament ging wieder einmal mit dem heißblütigen Künstler durch.

„Wie?“ brauste er auf, „Du glaubst nicht an die Interesslosigkeit der Männer? Und das sagst Du mir — mir, der für Dich mehr als Gut und Geld, der seine Ehre dahingegeben hat, um Dich zu besitzen?“

Er war auf sie zugegangen, und seine Hand legte sich schwer auf ihre Schulter.

„Wiederhole dieses Wort nicht noch einmal, Virginia! Ich warne Dich! Es giebt etwas in der Brust des Mannes, etwas Heiliges, das selbst die geliebteste Frau nicht antasten darf, will sie nicht ihren besten Besiß, die Liebe des Gatten verlieren.“

Seine Stimme war wieder ruhiger geworden, aber ein tiefer Klang zitterte in derselben, vor der selbst dieses eitle Weib erschrak

Er wandte sich und verließ das Zimmer; sie aber ließ den Kopf sinken, und Bilder der Vergangenheit zogen in raschem Fluge an ihr vorüber.

„Von den Opfern, die ich ihm gebracht habe,“ könnte es bitter in ihr, „spricht er nicht, ihrer gedenkt er nicht mehr. Und was wäre ich jetzt, wenn mich der Sturm der Leidenschaft damals nicht fortgerissen hätte, wenn ich nicht die Seine geworden wäre? Eine reiche, unabhängige Frau, die weder die tyrannische Laune eines Vatten zu fürchten, noch von dem guten Willen der Tochter in der Befriedigung ihrer Gewohnheiten abhängig wäre. O, daß man immer zu spät zur Erkenntniß kommt, daß die Folgen eines raschen Entschlusses so unabsehbar sind und so oft statt des erträumten Glückes nur Reue und Bitterkeit zurücklassen.“ (Fortf. f.)

(Nachdruck verboten.)

Unser Quintaner.

Skizze von Bertha Framholz.

Ich muß offen gestehen, etwas Angst hatte ich um mein Ernstchen doch. Das ist zwar ein ganz patenter Junge; doch solches Examen ist auch keine Kleinigkeit. Aber das Prüfungs-Ungewitter ging glücklich vorüber, Ernstchen kam triumphirend nach Hause, er war als zwölfter unter 34 versetzt worden, aus dem Sextaner war ein Quintaner geworden. Auf dem Zeugniß wechselte Gut mit Genügend ab. Nur das Singen war „noch nicht genügend“. Na, das war nicht schlimm. In der That besaß der Junge eine Stimme, mit der er den Singsang des besten Männergesangsvereins über den Haufen werfen konnte.

Um den Eifer des Kindes anzuspornen, hatte ich einen eigenartigen Trick angewandt, der mir auch vollkommen gelungen war. Ich hatte nämlich Ernst versprochen, ihm Pappas alte silberne Taschenuhr zu schenken, wenn er sich in der Schule so tapfer halte, daß seine Versetzung erfolge. Das Versprechen hatte mächtig gezogen, denn der Wunsch, eine eigene Uhr zu besitzen, war von dem Jungen schon wiederholt geäußert worden. Viele seiner Kameraden in Sexta hätten schon Uhren, hatte er erzählt, und in Quinta jede eine, in einer so hohen Klasse dürfe er sich ohne Uhr schon gar nicht sehen lassen. Jetzt kam es nur noch darauf an, meinen Mann zur Herausgabe des Geschenkes zu veranlassen.

„Hör' mal, Papa“, leitete ich nach einem guten Frühstück das Gespräch ein, „Deine alte silberne Uhr liegt schon seit Jahr und Tag im Kasten, ohne daß sie von jemandem benutzt würde. Ich möchte das Ding gern verschenken.“

„Meine Uhr verschenken?“ staunte mein Mann. „Seit wann bist Du denn von der Verschenkomanie befallen?“

„Na, siehst Du“, erklärte ich, „unser Ernstchen ist doch jetzt in die Quinta versetzt worden . . .“

„Das ist was Recht's“, lachte mein Mann, „wer in der Sexta schon sitzen bleibt, der muß ja ein ganz hervorragender Dummkopf sein.“

Es ärgerte mich zwar, daß Papa den Talenten Ernstchens nicht die gebührende Anerkennung zollte, ich ließ das aber nicht merken, weil ich die Uhr doch gern heraus haben wollte. So sagte ich ganz ruhig: „Das ist also Ernstchen nicht, und darüber bin ich so froh, daß ich beschlossen habe, ihm die Uhr zum Geschenk zu machen.“

„Aber zum Kaputmachen ist doch die Uhr noch zu schade“, protestirte mein Mann.

„Die wird nicht kaputt gemacht“, versicherte ich. „Ernstchen ist schon ein ganz verständiger Junge, der mit Taschenuhren vorzüglich umzugehen versteht.“

„Du hast eine bedenklich hohe Meinung von Deinem Ernstchen“, spottete mein Mann, „ich möchte wetten, daß der den silbernen Klapperkasten in wenig Tagen schon in seine Uhrbestandtheile zerlegt hat.“

„Die Wette kann ich getrost halten“, triumphirte ich, „denn wie ich Ernstchen kenne . . .“

— — Der Junge kriegte also die Uhr. Ich opferte noch fünfzig Pfennig, damit er sich eine feine, dünne Stahlkette kaufen konnte. Leider hatte ich keine Zeit, mitzugehen, um die Kette selbst auszusuchen, und so kam denn Ernst mit einem Dinge anmarschirt, das man im schlimmsten Falle auch zum Bremsen eines Frachtwagens hätte benutzen können. Das sah aber „gerade fein“ aus, behauptete er. Ich widersprach nicht weiter, weil bekanntlich die Geschmäcker sehr verschieden sind.

Die Freude Ernstchens über mein Geschenk war groß. In der ersten Zeit bestand er darauf, daß er des Nachts die Weste, in deren Tasche die Uhr untergebracht war, auch im Bett anbehalte. Wenn er plötzlich aufwache, müsse er doch wissen, wie spät es sei. Nur dem Aufgebot meiner ganzen Beredsamkeit gelang es, dem Jungen diese Dummheit auszureden. Dann übte er sich jede Stunde im Aufziehen, und als das nicht mehr ging, drehte er die Zeiger im Kreise umher. Als der Junge schließlich mit einem Küchenmesser ankam, mit dem er den hinteren Deckel aufbrechen wollte, um nachsehen zu können, was „drinnen los sei“ nahm ich ihm die Uhr wieder fort und verwahrte sie an der alten Stelle.

Ernstchen erhob ein Betergeschrei und heulte: „Es spielt sich mit der Uhr so schön!“

„Aber Kind“, ermahnte ich, „eine Herrenuhr ist doch kein Spielzeug.“

„Es ist gerade eins!“ schrie Ernst, „und zwar das beste, was ich noch geschenkt gekriegt habe!“

Um der geräuschvollen Szene ein Ende zu machen, tröstete ich Ernstchen durch die Versicherung, daß ich die Uhr am ersten Schultage wieder herausgeben würde, so daß er in seiner Würde als Quintaner nichts einbüßen sollte.

Und so geschah es auch. Als Ernst zum ersten male nach der Quinta marschirte, tickte die Uhr in seiner Tasche. Um keinen Preis der Welt war der Junge zu bewegen, seinen Rock zuzunöpsen . . . sonst hätte ja kein Mensch die riesen-Stahlkette bemerkt, die auf seiner Weste den Schunkelwalzer tanzte. Ich konnte es mir nicht versagen, meinem Sprößlinge aus dem Fenster nachzuschauen. Als er einige Schritte zurückgelegt hatte, sah er sich erstaunt um, er konnte es augenscheinlich gar nicht fassen, daß noch kein Passant an ihn herantreten war und ihm zu der wunderbaren Uhrkette gratulirt hatte. Da endlich — ein Erfolg! Ein größerer Schüler, der sich gleichfalls auf dem Wege zum Gymnasium befand, begrüßte Ernst. Der Junge kimperte vergnügt mit der Kette und brachte endlich seine Uhr zum Vorschein. Der andere hielt sie an sein Ohr, das Resultat schien ihn zu befriedigen. Bald fand sich noch ein Schüler ein, noch einer, und schnell war Ernstchen von einer Schaar von Kindern umgeben, die die Uhr anstauten. Das Gesicht meines Jungen strahlte vor Vergnügen — so war er in seinem Leben noch nicht angestaunt worden! Erst der Glockenschlag sieben machte der Besichtigung ein Ende.

. . . Das Unterrichten schien in der Quinta mit dem nachdrücklichsten Eifer betrieben zu werden. Es war schon zwölf Uhr vorbei und Ernst immer noch nicht nach Hause gekommen. Von sieben bis zwölf . . . fünf Stunden hinter einander mußten die Jungen lernen. Was die moderne Schule für Anforderungen an die Kinder stellt! Nun, das ist eben nothwendig, denn der Kampf um's Dasein wird immer härter, und nur der kommt vorwärts, der alles und noch eine ganze Menge dazu gelernt hat. Ich wollte mich eben ganz und gar in pädagogische Grübeleien vertiefen, als mein Mann nach Haus kam. Ein Uhr und Ernstchen war immer noch nicht da! Sechs Stunden Unterricht . . . das schien mir denn doch übertrieben zu sein. Ich war neugierig, ob mein Mann das gut heißen würde.

„Wir wollen mit dem Essen nur noch einige Augenblicke

warten," meinte ich, „Ernstchen ist noch nicht nach Hause gekommen.“

„Wer weiß, wo sich das Bürschlein wieder herumtreibt," grollte Papa, dem es unangenehm war, auf die Suppe noch länger warten zu müssen.

„Wie schlimm Du gleich von Ernstchen denkst," wies ich diese Unterstellung zurück, „von Herumtreiben kann doch gar keine Rede sein. Der arme Junge muß noch die Schulbank drücken. Denke 'mal, sechs Stunden hinter einander. Findest Du das nicht etwas reichlich?“

„Bewahre," meinte mein Mann gleichgiltig, „besser ist's, der Junge sitzt in der Schule, als daß er zu Hause herumtollt und seine Thorheiten ausübt. Ich glaube überhaupt, Du verhätschelst ihn zu sehr.“

Ich war sprachlos über diesen Vorwurf. Wo ich Ernstchen so knapp hielt! Nur an Sonn- und Festtagen gab ich einen Groschen heraus, damit er auch 'mal zum Konditor gehen konnte. Und wie gab ich Obacht auf die Anfertigung der häuslichen Arbeiten! Und wie paßte ich auf, daß bei Ernst die Achtung vor der elterlichen Autorität gestärkt wurde. Ich beabsichtigte schon eine längere Bertheidigungsrede zu halten, doch dachte ich zum Glück daran, daß Tischzeit war. Und wenn meinem Manne der Magen knurrte, da war nicht viel mit ihm anzufangen. Ehe also wieder ein vernünftiges Gespräch begonnen werden konnte, mußte aufgetragen werden, ganz gleich, ob Ernstchen anwesend war oder nicht.

Das Mahl verlief bedenklich einsilbig. Aber ich war heilfroh darüber, daß das Ausbleiben von Ernst nicht weiter erörtert wurde. Als mein Mann sich zu seinem gewohnten Mittagsschlaf zurückgezogen hatte, machte ich mich auf den Weg zur Schule. Es war fast zwei Uhr geworden, und ich hatte wirklich Angst, daß Ernstchen 'was zugestoßen sein könnte. Vielleicht mußte er auch nachsitzen... das Quintajahr schien gut anzufangen.

— Die Schule war geschlossen, nichts rührte sich drinnen. Auf mein Klingeln erschien der Bedell.

„Werden in der Quinta noch Lektionen erteilt?“ erkundigte ich mich.

„Jetzt um zweeen noch Lektionen?“ fragte der Bedell erstaunt zurück. „Nee, so wat jiebt's ja jar nich. So scharf wird in unserm Gymnasium nich jeschossen, namentlich am ersten Dage nich.“

„Wann sind denn die Kinder nach Hause gegangen?“ forschte ich.

„Punkte zwölfte war Schluß der Vorstellung," erklärte der Mann.

„Ja, aber mein Ernstchen ist doch nicht zu Tisch gekommen," platzte ich unwillkürlich heraus. Wenn ich geschwiegen hätte, wäre es besser gewesen, denn der Schuldiener meinte achselzuckend, ganz im Tone meines Mannes:

„Wer weiß, wo sich der Junge herumtreibt.“

Unverrichteter Sache mußte ich wieder heimkehren. Wo um alles in der Welt mochte wohl mein Junge stecken? Es war noch nie vorgekommen, daß er hinter die Schule gelaufen oder länger ausgeblieben war, als das sein mußte. Sollte ich beim Lehrer anfragen? Nein, dazu hatte ich keine Zeit mehr, denn wenn mein Mann vor seinem Bureaugang Kaffee trinken wollte und ich war auch nicht zu Hause, dann würde sich unweigerlich ein Gewitter am Himmel zusammenziehen. Also so rasch wie möglich den heimischen Penaten zugestrebte.

Schon auf der Treppe hörte ich Ernstchens holdes Singstimmen. Einige Steine fielen mir vom Herzen: der Junge war wenigstens wieder da! Man hatte ihn nicht in's Karzer gesteckt, er war nicht unter die Räder gerathen, oder in's Wasser gefallen. Aber weshalb schrie er denn so? War doch was mit ihm passiert oder war vielleicht Papa über ihn gekommen, um ihm mit dem bekannten Häuflein ungebrannter Asche Moritz zu lehren? Beflügelten Schrittes nahm ich die letzten Treppenstufen, mit zitternden

Fingern schloß ich die Korridorthür auf — Ernstchen saß in der Küche und zankte das Dienstmädchen aus.

„Denken Sie, solche Behandlung paßt mir“, schrie er dieses an, „als Quintaner schon lange nicht. Also das Mittagessen her oder ich mache einen furchtbaren Krach.“

„Aber Ernst“, mahnte das Mädchen, „das muß ich doch erst wieder aufwärmen, so rasch geht das nicht.“

„Ach was, ich habe Hunger“, rief der Junge wieder, „dann geben Sie's ungewärmt her, Sie dummes Ding...“, da fiel sein Blick auf mich und er schwieg plötzlich.

Schon wollte ich mit dem Examen beginnen:

„Am Himmelswillen, Ernstchen, wo bist Du denn so lange gebl...“, da klingelte mein Mann.

„Anna, serviren Sie den Kaffee“, ordnete ich an, warf mich schnell wieder in mein Hauskleid und betrat das Speisezimmer. Ernstchen trittete etwas zaghaft hinter mir drein. Mir klopfte das Herz, würde sich jetzt das Gewitter entladen?

Doch merkwürdig! Papa schien den unangenehmen Zwischenfall schon vergessen zu haben. Daß ein Mittagsschlaf so beruhigend wirken könnte, hatte ich gar nicht vermutet. Aber es war Thatsache.

„Na, Junge“, meinte Papa ganz jovial, „wie gefällt's Dir denn in Quinta?“

Ernstchen horchte auf. Er hatte sich natürlich auf etwas ganz Anderes gefaßt gemacht; da's aber glatt abzugehen schien, wuchs ihm die Courage.

„Sehr schön“, rief der Junge, „besser als in Sexta.“

„Da sei nur recht fleißig“, mahnte Papa, „damit Du auch 's nächste Jahr wieder versetzt wirst.“

Ernstchen hatte seine ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen, er blinzelte mir verstohlen zu und antwortete: „Nee, Papa, das will ich ja gar nicht. In Quinta ist's so prachtvoll, daß ich gar nicht fleißig sein werde, damit ich zwei Jahr drinsitzen bleiben kann.“

„Du hast ja recht nette Absichten, mein Junge“, lachte Papa und zog seinen Ueberrod an. Als er gegangen war, nahm ich Ernstchen in's Gebet:

„Was hast Du so lange getrieben?“ forschte ich.

„Gespielt haben wir“, meinte der Junge.

„Mit wem hast Du gespielt?“

„Mit meinen Freunden und meiner Uhr!“

„Wo hast Du die Uhr?“

Ernst zog sein Gesicht in Falten und holte endlich aus der Westentasche eine Handvoll Räder, Rädchen, Stifte, Spiralfedern und schließlich die Kapsel hervor.

„Wir haben den „Plapperkasten“ auseinander genommen“, erklärte er, „das war gar nicht so leicht. Es hat lange Zeit gedauert, bis wir das Gehäuse leer hatten. Der Uhrmacher kann den Zimmel ja wieder zusammen schmieden. Aber das wird wohl gar nicht lohnen; denn alle Jungen sagten mir, es sei nicht der Mühe werth, diese „olle Kartoffel“ wieder in Gang zu bringen. Ueberhaupt, Mama“, fügte der Bengel ganz ernsthaft hinzu, „die alten abgetragenen Sachen von Papa brauchst Du mir auch nicht mehr aufzuhalsen. Das mag früher ganz schön gewesen sein, aber in unsere moderne Zeit passen solche Sachen nicht mehr hinein. Ich werde es also Papa sagen, daß Du mich mit seiner „ollen Kartoffel“ zum Spott der ganzen Klasse gemacht hast!“

Ich fand vorerst kein Wort der Erwiderung. Dann aber gab ich dem Bürschlein einen Kopfnuß. Und zwar einen so kräftigen, daß er heulend das Bett aufsuchte — der letzte Herr Quintaner!

(Nachdruck verboten.)

Aus der Hochstaplerwelt.

Erzählung von Adolf Hüllerl.

Es hatte den ganzen Tag über geregnet und gegen Abend, als die Geschäfte bereits geschlossen wurden, goß es in vollen Strömen. Jeder beeilte sich, so schnell als möglich nach Hause zu kommen, und jene Pechbögel, die gerade ihre Regenschirme zu Hause gelassen hatten, liefen wie toll durch die Straßen von New-York und stießen und traten die Passanten in der rücksichtslosesten Weise. Mitten in diesem Trubel kamen acht Arbeiter ganz pomade und gleichgiltig gegen Wind und Wetter ihres Weges daher. Sechs davon trugen auf ihren Schultern Hacken, Schaufeln und Stampfen, während die anderen zwei je eine Karre schoben, in der sich Sand und Pflastersteine befanden. Der Erste in der vordersten Reihe führte die übrigen an. „Halt!“ rief er plötzlich aus und deutete dabei auf das Trottoir. „Hier ist unser Arbeitsplatz.“ Die Leute begannen gleich darauf mit ihren Hacken das Pflaster aufzureißen. Sie mochten so ungefähr eine Viertelstunde gearbeitet haben, als ein Polizeisoldat erschien, und fragte, was sie denn da bei diesem Unweiser machten.

Der Vorarbeiter antwortete ihm, daß sie Auftrag hätten, das Trottoir auszubessern resp. mit neuen Steinen zu pflastern.

„Da habt Ihr Euch aber ein sehr schlechtes Wetter dazu ausgesucht,“ sagte der Polizist.

„Was kann man dagegen machen,“ entgegnete der erstere wieder. „Wir Arbeiter dürfen nichts nach dem Wetter fragen, und müssen froh sein, daß wir überhaupt Arbeit erhalten. Dafür werden wir bezahlt.“

Der Polizeisergeant entfernte sich wieder und stellte sich unter die Thüre eines Hauses, um sich vor dem strömenden Regen zu schützen.

Unterdessen arbeiteten die acht Männer wacker darauf los, rissen das Pflaster auf, warfen die alten, abgenutzten Steine beiseite und ersetzten sie durch die mitgebrachten neuen, fügten sie kunstgerecht in die ausgegrabenen Oeffnungen, schütteten Sand darüber und trieben sie mit ihren eisernen Stampfen im Dreitakt gleichmäßig in die Erde. Nachdem sie so in der angestrengtesten Weise etwa vier Stunden gearbeitet und das Trottoir fertiggestellt hatten, verließen sie ebenso ruhig, wie sie gekommen, das Feld ihrer Thätigkeit.

Sturm und Regen hatten sich inzwischen gelegt. Gegen Mitternacht sehen wir einen großen, kräftig gebauten Mann in Arbeiterkleidung die Calvyststraße hinabgehen und die Nummern der stattlichen, palastähnlichen Häuser studiren.

Jetzt bleibt er stehen und tupft an die elektrische Klingel. Gleich darauf erscheint der Portier und fragt nach seinem Begehre. „Hier wohnt doch Clara Dourancourt?“

„Jawohl! Ich glaube aber nicht, daß die Dame um diese Stunde zu sprechen sein wird.“

„Ich will sie auch nicht in ihrer Wohnung sprechen, sondern hier unten auf der Straße. Die Sache hat aber Eile, da“ — er drückte ihm fünf Dollar in die Hand — „nehmen Sie das für Ihre Mühe und weden Sie das Fräulein. Sie möchte sich beeilen und sogleich herunterkommen. Sagen Sie nur, Bill wäre hier.“

Der Portier ging und kam nach fünf Minuten mit der Nachricht zurück, daß Fräulein Dourancourt sogleich kommen würde.

Unterdessen ging der fremde Arbeiter vor dem Hause auf und ab.

Ein leises „Pf!“ veranlaßte ihn, seine Wanderung zu unterbrechen. Er lehnte sich um und erblickte unter dem Thore eine weißgekleidete Frauengestalt.

„Clara!“ rief er.

„Ja,“ tönte es zurück. „Ich bin es, Henry.“

Rasch schritt er auf sie zu und sprach: „Clara, der Coup in der Milwaukeestraße ist gelungen. Ich trage hier in meiner Handtasche für eine halbe Million Dollars in Juwelen bei mir.“

Statt jeder Antwort fiel sie ihm um den Hals und hauchte: „Du Glücklicher!“

„Nur jetzt keine Ueberschwänglichkeiten,“ sprach Henry Warren fast rauh. „In zwei Stunden erwarte ich Dich am Lincolnplatz. Wir fahren noch heute nach Europa.“

„Aber ich bin in gar keiner Weise für eine so weite Reise eingerichtet und darauf vorbereitet.“

„Kein aber,“ entgegnete darauf bestimmt und herrisch Henry Warren. „Ich erwarte Dich in zwei Stunden am Lincolnplatz, sage ich. Bis dahin adieu!“

Am Morgen des andern Tages war in den Zeitungen folgendes zu lesen:

„Großer Juwelen-Diebstahl. Bei dem gestrigen Unwetter wurde in der Milwaukeestr. 18 bei dem Juwelenhändler C. Morrison eingebrochen und Juwelen in der ungefähren Höhe von einer halben Million Dollars gestohlen. Der Einbruch geschah nach Schluß des Geschäftes zwischen 9 und 12 Uhr nachts und wurde mit beispielloser Kühnheit und List, sozusagen unter den Augen des Publikums und der Polizei ausgeführt. Die Diebe drangen durch die nach der Straße zu belegenen Kellerfenster in das Kellergeläß und bohrten dort von unten herauf in den Parkettboden des Geschäftslokales eine große Oeffnung. Damit das Geräusch im Hause nicht gehört wurde, bedienten sie sich eines Fallschirmes. Mittels einer Strickleiter stiegen sie sodann in den Laden und suchten sich das Werthvollste und Theuerste aus. Um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und ihr Vorhaben zu verschleiern, spielten sie sich als Pflasterer auf und verbesserten, acht Mann hoch, das vor dem Juwelengeschäft befindliche Trottoir resp. stellten es vollständig neu her. Die Polizei soll den Thätern bereits auf der Spur sein.“

Im Hotel Nummer in der Mariahilferstraße zu Wien sitzen nach Tisch ein Herr und eine Dame, letztere von blendender Schönheit, auf der Veranda bei einer Tasse Mokka und unterhalten sich in englischer Sprache über Wien und seine Eigenthümlichkeiten. Hart an der Thüre, die zum Eingang in die Veranda vom Restaurations-salon aus diente, saß, in ein Zeitungsblatt vertieft, ein großer, kräftig gebauter Herr mit dem Rücken gegen die Veranda, sodaß er ganz bequem jedes Wort hören konnte, das die beiden dort sprachen.

„Ich verliere Sie, Miß,“ sagte der Herr mit einem dunkelbraunen Henriquatre, „mir könnte es in Wien für die Dauer nicht gefallen.“

„D, das will ich nicht sagen,“ entgegnete die Miß. „Warum nicht?“ „Wien ist zu wenig großstädtisch. Ich würde es heute lieber verlassen als morgen.“

„Was hindert Sie daran?“

„Das Geschäft.“

„Was haben Sie denn für ein Geschäft?“

„Ich — ich bin Ingenieur.“

„Lügen Sie nicht!“

„Wieso?“

„Wenn Sie Ingenieur wären, würden Sie keine so krummen Linien und schlechten Winkel zeichnen, wie sie dies eben in der Bestreuerung gethan. Da sehen Sie selbst. Hier auf dem Tischtuch ist Ihre Prachtleistung noch vorhanden.“

Der angebliche Ingenieur wurde über und über roth und gab in größter Verlegenheit zu, kein Ingenieur zu sein. Als die Dame weiter in ihn drang, zu sagen, was er denn wäre, antwortete er ausweichend: „Lassen Sie diese Frage, Miß. Mein Handwerk würde Sie erschrecken.“

„Du bist ein Detektiv,“ dachte in ihrem Sinn die schöne Dame, „und zwar der Detektiv Delfter aus New-York, der sich ins

„Fremdenblatt“ und ins „Fremdenbuch“ unter dem angenommenen Namen Brown eingetragen hat.“

„Über sagen Sie mir, Miß,“ begann der Herr von neuem, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „Wer ist denn dieser abgeschmackte Mensch mit dem Blumenstrauß da draußen, der in dieser entsetzlichen Wiener „Gigerl“-Uniform fortwährend auf und abgeht und immer hereinguckt?“

„Das ist ein Verehrer von mir, der Sie für meinen Gemal hält, sonst wäre er schon längst hier erschienen. Er ist auch Amerikaner und wie wir beide aus New-York.“

„Wie heißt er?“ fragte der fremde Herr.

„Wir nennen ihn den „schönen Heinrich“; seinen Familiennamen verschweigt er hartnäckig. Er hat die ganz entgegengesetzte Ansicht von Wien wie Sie und trägt aus purer Begeisterung für Wien das „Gigerl“-Kostüm.“

„Henry? Henry?“ murmelte der Herr mit dem Henriquate vor sich hin, und sich an die Dame wendend, fuhr er fort: „Wenn der Mann seinen Namen verschweigt, dann muß er ja doch einen Grund und eine Absicht dabei haben. Meinen Sie nicht auch?“

„Das weiß ich nicht,“ bemerkte die Dame gleichgiltig. „Sein Familienname scheint mit dem Buchstaben „W“ zu beginnen.“

„Mit „W“? Aber woher wissen Sie das?“ rief der fremde Amerikaner erregt und fast stürmisch aus.

„Ich ersah es aus dem Monogramm seiner Manschettenknöpfe.“

„Donner!“ plähte der Fremde, sich ganz vergessend, heraus. „Sollte es etwa gar „Henry Warren“ sein?“

Der große, kräftig gebaute Herr, der mit dem Rücken gegen den Eingang der Veranda zu saß und eifrig in einer Zeitung lächelnd lächelte, als er diesen Namen hörte.

Unter der Thüre erschien nun plötzlich der Portier des Hotels und überreichte dem Mr. Brown ein Telegramm. Dasselbe kam aus Pest und enthielt die wenigen Worte:

„Sie werden hier mit dem nächsten Zuge erwartet. Zwei unserer Leute holen Sie vom Bahnhofe ab.“

Die Budapester Polizei-Direktion.“

Als Brown das Telegramm gelesen, wendete er sich an sein schönes Wis-a-bis mit den Worten: „Ich muß sofort abreisen und zwar nach Budapest. Wie lange mein Aufenthalt dort währen wird, weiß ich nicht. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie nach dem Namen Ihres jungen Verehrers forschen wollten. Erfahren Sie ihn, so wäre ich sehr verbunden, wenn Sie mir ihn sogleich mittheilen wollten. Es liegt mir sehr viel daran. Sollten Sie Veranlassung haben, an mich dieserhalb zu schreiben, so legen Sie, bitte, auch gleichzeitig Ihrem Geehrten meine Zeitungen und Brieffschaften anbei, die allenfalls an mich bis dahin eingetroffen sind. Ich werde im Hotel „Zum Jägerhorn“ Wohnung nehmen. Und nun leben Sie wohl und amüsieren Sie sich gut.“ Damit verabschiedete er sich, um seine Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Kaum war Mr. Brown unter der Thüre verschwunden, als auch schon der Wiener Pseudo-Gigerl mit seinem Blumenstrauße erschien und sich vor der Dame seines Herzens bis zu den Zehenspitzen verneigte. Hierauf überreichte er ihr mit einem vielsagenden Blick sein Blumenbouquet, in dem sich künstlich gruppiert seine Photographie befand. Er war nicht wenig darauf stolz, als ihm seine Angebetete über die gelungene Idee, wie sie sich ausdrückte, ihr Kompliment machte. „Sie erweisen mir alle nur erdenklichen Liebenswürdigkeiten,“ sprach sie zu dem „schönen Heinrich“, „überraschen mich sogar mit Ihrem Bilbe und sagen mir nicht einmal Ihren werthen Namen. Wie soll ich das deuten?“

„Mein Name, Miß, ist: Harry Willcons,“ sprach der Gigerl und verneigte sich abermals sehr tief. „Freut mich Mr. Willcons.“ versetzte die junge Dame mit einem feinen, spöttischen Lächeln. „Es thut mir nur leid, Ihre so angenehme Gesellschaft heute nicht länger genießen zu können. Ich habe wichtige Angelegenheiten zu erledigen. Machen Sie kein so betrübtes Gesicht, Mr. Willcons.“

Uebermorgen um diese Zeit erwarte ich Sie wieder hier. Bis dahin gehalten Sie sich wohl.“ Sie stand auf und reichte ihm die feine, zarte Hand zum Abschied hin, die der „schöne Heinrich“ mit einem tiefen Seufzer küßte.

Als sich die Dame dem Ausgange zuwandte, erhob sich auch der große Herr im Nebenzimmer, der bisher eifrig die Zeitungen studierte und verließ ebenfalls das Lokal. Die beiden letzteren schritten nun die verkehrreiche Mariahilferstraße entlang dem West-Bahnhofe zu und trafen sich dort vor dem kleinen Kiosk. „Du hast Deine Rolle ausgezeichnet gespielt, Clara, ich mache Dir mein Kompliment,“ redete sie der große Herr an.

„Wenn Du mit mir zufrieden bist, Henry,“ entgegnete Clara Dourancourt, „dann soll's mir recht sein und mich freuen.“ „Du mußt mir nur noch den Detektiv Delfter resp. Brown vom Halse schaffen. Wenn Du das fertig bringst, schenke ich Dir ein Halsband mit drei Reihen der kostbarsten Perlen.“ „Ich will Dich von Mr. Brown auch ohne das Perlenhalsband befreien. Doch ich muß nun zu meiner Modistin. Adieu, Henry. Bis morgen.“ „Adieu, Clara.“ Die beiden trennten sich.

* * *

Als Clara Dourancourt des anderen Morgens sich in das Frühstückszimmer des Hotels begab, fand sie auf ihrem Plaze ein großes Koubert mit dem Stempel New-York vor, welches an Mr. Brown adressirt war, und das sie, wie verabredet, an seine neue Adresse in Budapest befördern sollte. Sie nahm sich kaum die Zeit, ihren Imbiß zu verzehren. Eiligst begab sie sich mit dem Schreiben auf ihr Zimmer und öffnete mittelst Messer und Falzbein geschickt und kunstgerecht das Koubert. Es enthielt, außer mehreren Privatbrieffen, einen Bericht der New-Yorker Polizei über einen gewissen Henry Warren, unter seinen Komplizen „bell king“ genannt, dem die Photographie und einige Charakteristika des berüchtigten Hochstaplers beigelegt waren. Mit einem triumphirenden Blick betrachtete Clara Dourancourt das wohlgelungene Bildniß ihres Geliebten eine Weile, schaffte es sodann beiseite und legte an Stelle der Photographie Henry Warrens die des „schönen Heinrich“ und Pseudo-Gigerls Willcons. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch und trippelte flüchtig auf ein Blatt Papier folgende Worte:

Mein theurer Herr Brown!

Meinem Versprechen gemäß habe ich mich bemüht, den Namen des „schönen Heinrich“ auszukundschaften. Wie man mich, versicherte, führt er sich in Gesellschaften unter dem Namen Henry Willcons ein, thatsächlich aber soll er Henry Warren heißen.

Auf Wiedersehen!

Abelaide.

Hierauf legte sie fein säuberlich den Bericht der New-Yorker Polizei mit der Photographie des „schönen Heinrich“ wieder in das Original-Koubert, klebte dieses zu, fügte ihr Briefchen bei und umgab alles mit einer neuen Hülle. Nachdem sie letztere mit der deutlichen Adresse Mr. Browns versehen hatte, begab sie sich damit selbst zur Post und ließ das Ganze „eingeschrieben“ an seinen Bestimmungsort abgehen.

* * *

Kaum hatte Mr. Brown die Brieffendung der angeblichen Abelaiderechte Clara Dourancourt erhalten, da hatte er nichts eiligeres zu thun, als sich auf die Eisenbahn zu setzen und nach Wien zu fahren. Im Hotel Nummer angekommen, ließ er sich sogleich bei Miß Abelaiderechte melden. Nach einer flüchtigen Begrüßung nahm Mr. Brown das Wort und sprach: „Erschrecken Sie nicht, Miß, wenn ich Ihnen etwas sehr Unangenehmes mittheile. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, es Ihnen zu sagen. Denken Sie, Ihr Verehrer, der „schöne Heinrich“ ist ein — Hochstapler.“ „Nicht möglich!“ rief Abelaiderechte, mit allen Zeichen des Schreckens aus. „Ja Miß. Es ist so. Ich will Ihnen jetzt gestehen, daß ich Detektiv bin und mich gerade wegen dieses Gauners in Wien befinde. Und nun spielt mir die Laune des Zufalls diesen Menschen

so leicht und fast ohne mein Zutun in die Hände. Wirklich höchst seltsam.“ „Wenn sich nur die New-Yorker Polizei nicht irrt,“ wendete Abelaide ein. „Kein Zweifel, Miß. Die New-Yorker Polizei weiß, was sie thut, wenn sie mir das Bild dieses Gauners schickt. Wie fassen wir ihn? Sie werden mir doch dabei behülflich sein?“ „Soweit mir dies möglich ist, gewiß. Er kommt übrigens heute um drei Uhr zum Kaffee,“ sprach Abelaide. „Gut, dann werde ich gleichfalls zu dieser Stunde erscheinen,“ erwiderte Mr. Brown und rieb sich dabei schmunzelnd die Hände. Und so geschah es auch. Als Mr. Henry Willcons der schönen Abelaide bei einer Tasse Mokka gegenüber saß und Süßholz raspelte, da erschien der treue Wächter des Gesetzes und rüttelte ihn mit rauher Faust aus seinen Träumen auf. Mr. Brown nahm den „schönen Heinrich“ bei seinem hohen Stehtragen und arretirte ihn. Auf seine Bestheuerungen, daß er unschuldig sei und daß ein Irrthum vorliegen müsse, hatte man nur das eine Wörtchen „ruhig“. Und als er sich darauf berief, daß er gar nicht Warren heiße, sondern Willcons und daß sich seine Papiere in bester Ordnung befänden, meinte der Kriminalpolizist: „Er wäre allerdings der erste Hochstapler, der unter seinem richtigen Namen reisen würde. Solche Einwände möge er sich ersparen. Was nun aber die Papiere betreffe, so wisse man ja nicht, wo er diese gestohlen hätte.“ Und so blieb dem armen Willcons eben nichts anderes übrig, als die unfreiwillige Reise nach seiner Heimat anzutreten und der Phäakenstadt an der Donau „Lebewohl“ zu sagen.

An dem Tage, an dem sich Mr. Brown mit dem „schönen Heinrich“ in Hamburg befand, um sich nach New-York einzuschiffen schwirrte in Wien die Nachricht durch alle Blätter, daß in der verfloffenen Nacht bei dem Juwelier Granichstetten am Graben eingebrochen sei und Edelsteine, Gold- und Silberwaaren in ungeheurem Werthe gestohlen wurden. Die Diebe drangen durch eine im Lichthofe belegene Hinterthüre in das Geschäftslokal und nahmen alles mit, was ihnen in die Hände fiel. Werkzeug und Stemmeisen, welche die Diebe zurückließen, legten die Vermuthung nahe, daß es internationale Einbrecher waren, die Wien zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gewählt hatten.

Während nun Mr. Brown mit dem „schönen Heinrich“ sich auf offener See befand, und die Weiten des Weltmeeres in vollem Dampf durchsegelte, saßen Henry Warren und Clara Dourancourt behaglich auf den schwellenden Sammetkissen eines Koupees 1. Klasse und fuhren von Wien nach Paris, um dort die Edelsteine, welche von dem Einbruche in dem Wiener Juwelengeschäfte herrührten, zu — versilbern.

Welchen Effekt die Ankunft Browns mit dem „schönen Heinrich“ machte und wie der Empfang des ersteren von seiten der New-Yorker Polizei-Direktion ausgefallen ist, darüber giebt uns die Chronik keinen Aufschluß; jedenfalls aber wird man ihm keinen Triumphbogen errichtet haben.

(Nachdruck verboten.)

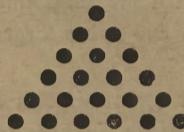
Räthselecke. Bilderräthsel.



Zahlenräthsel.

- 1 2 3 4 5 4 6 7 3 9 Feiertag.
- 2 3 4 5 6 Musikinstrument.
- 3 4 7 6 Musikstück.
- 4 3 8 8 6 Nagethier.
- 5 6 7 9 6 schwachste Frucht.
- 4 6 7 2 6 4 Vogel.
- 6 7 1 2 6 Baum.
- 7 1 2 Fürwort.
- 8 6 7 1 2 Gewässer.
- 3 4 1 2 6 Altes Fahrzeug.
- 9 4 3 5 Adelsstitel.

Pyramide.

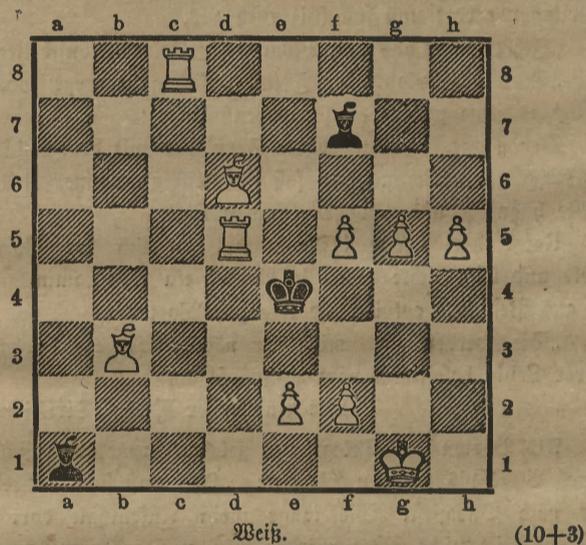


Konsonant.
Ausruf.
Himmelsrichtung.
an Metallen.
an Fenstern.
Christliches Fest.

Von der Spitze ausgehend ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Schachaufgabe.

Von A. Burmeister in Tschernigow.



Weiß.

(10+3)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Gutsverwalter.

Auflösung des Akrostichons.

- a. Alter, Bart, Aal, Alm, Bias, Abel, Nibel, Nische, Stern, Sid.
- b. Walter, Abart, Saal, Halm, Ilias, Nadel, Gabel, Tasche, Ostern, Netb. Washington.

Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenvertheilung:

- B. a, bB; aD; bD; c10, K; DA, K, D, 9.
- M. c, dB; aK; bK; c9, 8, 7; d10, 8, 7.
- S. a10, 9, 8, 7; b10, 9, 8, 7; cA, D.
- Stat: aA, bA.

Spiel:

- 1. B. aD, aK, a10 (17). — 2. S. a9, bD, bK (7).
- 3. S. a8, c10, dB. — 4. M. c9, cA, cK (15).

Der Spieler ist dadurch auf 39 gekommen und hat mit den 22 Augen des Stats 61. Wenn V seine d-Flöte vorgespielt hätte, erhielt der Spieler 7 Augen weniger, aber das Anspiel aD war durchaus korrekt, da V die drei Asse in a, b, c beim Spieler vermuthen mußte; er wollte sich in a und b reinigen und den Spieler veranlassen, in c und d selbst zu kommen.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Richard Mallon, Georg Goettel, Ernst Schulz, Anna Berner, A. Schl., Emil Rowalski Bromberg, Julius Engelhardt Nalel. Emma Bindemann Neßthal. Willy Meyer Bromberg.